

fig überraschend zusammenklingen mit der Dichtung.

Dies ist das Buch eines Liebhabers für Liebhaber, nicht eines Philologen für Philologen. So sind die griechischen Texte jeweils den Übersetzungen nachgestellt, manchmal (leider) sogar auf der nächsten Seite. Die Versmaße beansprucht er nicht genau nachzuahmen: seine Hexameter enden schon einmal mit einer betonten Silbe oder mit zwei unbetonten. Der griechische Text ist nicht frei von Druckfehlern. Nicht einmal die Übersetzungen sind überall einwandfrei. Es ist eben ein Buch, das der Autor, „an schönen Urlaubsorten im Schatten sitzend“, verfasst hat. Dort, nicht in der Schulstube, will es auch benutzt sein, und dort wird es seine Wirkung entfalten.

*Henrichs, Albert: „Warum soll ich denn tanzen?“ Dionysisches im Chor der griechischen Tragödie. Stuttgart, Leipzig: Teubner 1996 (Lectio Teubneriana. 4). 77 S. 32,00 DM (ISBN 3-519-07553-9).*

Bereits Alkman (fr. 1 Page) lässt den Chor von sich selbst sprechen. Diese „Durchbrechung der Illusion“ - Henrichs spricht etwas modisch von „Selbstreferentialität“ - gehört nach Hermann Fränkel (Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums, S.182) „zum Stil der Chorlyrik“. Wenn der Chor von sich selbst singt, singt er aber auch stets direkt oder indirekt von seiner Rolle in Kult und Ritus. Im Ritus aber findet er zugleich seine feste Verankerung in der Polis. Nun ist es freilich schwierig, die mythische Bühnenhandlung mit dem Chortanz und seiner aktuellen kultischen Funktion zu verbinden, und daher wird der Chortanz dort nur selten zum Thema. Ein Beispiel ist die Stelle, die dem Vortrag den Namen gegeben hat: in Soph. OT 896 sieht der Chor den Götterkult, dem er doch seine Existenz verdankt, bedroht: „Wenn, wahrlich, solche Handlungen in Ehren stehen, was soll ich Reigen führen?“, wie Schadewaldt übersetzte. Trotz dieser Schwierigkeit hielten die Tragiker am Chortanz fest, zumindest bis an die Schwelle der hellenistischen Zeit. Denn Fest und damit Mythos und Ritus waren mit dem Chortanz stets eng verbunden. „Gerade hier, in der rituellen Funktion des

Chors, empfinden wir denn auch die Kluft besonders stark, die uns vom attischen Theater trennt und die auch durch ritualisierende Inszenierungen griechischer Tragödien nur unvollkommen überbrückt werden kann.“ (S.55)

*Hossenfelder, Malte: Antike Glückslehren. Kynismus und Kyrenaismus. Stoa, Epikureismus und Skepsis. Quellen in dt. Übers. m. Einf. Stuttgart: Kröner 1996 (Kröners Taschenausgabe. 424). XXXIV, 390 S. 38,00 DM (ISBN 3-520-42401-0).*

Malte Hossenfelder, Professor der Philosophie in Graz und als hervorragender Kenner ausgewiesen unter anderem durch seine (auch für die Schule sehr empfehlenswerte) Darstellung der hellenistischen Philosophie im Rahmen von Wolfgang Röds „Geschichte der Philosophie“, legt nun hierzu, wie er selbst es ausdrückt, gewissermaßen das Textbuch vor. Den einzelnen Texten und Zeugnissen ist jeweils eine kurze Einleitung vorangestellt, die Hossenfelders Interpretation noch einmal zusammenfasst. Der Glücksbegriff der griechischen Klassik sei noch die vollendete Erfüllung der von der kosmischen Ordnung vorgeschriebenen Rolle, also kein subjektives Gefühl. Daher habe es auch keine Schwierigkeiten gegeben, allgemeinverbindliche Regeln aufzustellen, wie man glücklich werden könne. Etwas Privates, etwas Subjektives sei das Glück, wie auch heute noch, erst im Hellenismus geworden: erst damals sei es das Ziel geworden, sich glücklich zu fühlen. Das ist für die Stoa eine ganz andere Auffassung, als sie z. B. Walther Kranz vertrat, der seinerzeit schrieb: „... die Verantwortlichkeit des Menschen wird zum Maßstab seiner gesamten Existenz erhoben und dem ästhetischen Lebensgenuß der Epikureer das pflichtgemäße Leben als Ideal entgegengesetzt.“ (Die griechische Philosophie, S. 297). Aber Hossenfelder hält „Pflicht“ für eine unpassende Übersetzung von *καθήκον*, an der Ciceros „officium“ schuld sei: „angemessene Handlung“ sei richtig. Die Leistung der Tugend sei die Apathie. Tugend bestehe in der Erkenntnis, daß es keine wahren Werte gebe, deretwegen man sich um die Apathie bringen lassen müsse, außer eben dieser Erkenntnis.

Das stehe zwar so nirgends in den Quellen; aber so werde die Lehre der Stoiker am besten verständlich (S. 66 f.). So seien weder Zenons Formel „ὁμολογουμένως ζῆν“ noch Kleantes’ „ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν“ eigentlich Kernpunkte stoischer Ethik. Erstere meine wohl lediglich „in Übereinstimmung von Wollen und Können leben“, und zwar dadurch, daß man nur soviel will, wie man auch erreichen kann, die zweite, die Natur sei ein ἀδιάφορον, und deswegen gebe es keinen Grund, sich ihr zu widersetzen. Nicht dagegen werde hier postuliert, die Weltordnung sei das höchste Gut, das unter allen Umständen verwirklicht werden müsse.

Man sieht an diesem Beispiel, daß Hossenfelders Interpretationen durchaus eigenständigen Charakter haben und daß es ihm nicht um das Herzählen von Dogmen geht, sondern um philosophische Auseinandersetzung und philosophisches Verstehen. Die Texte hat er ebenfalls größtenteils selbst übersetzt, vor allem auch, um die Einheitlichkeit der Terminologie zu wahren. Ἀρετή z. B. werde von verschiedenen Übersetzern allzu verschieden wiedergegeben; Hossenfelder bleibt trotz aller Probleme einheitlich bei dem Begriff „Tugend“. Ein recht ausführliches Sachregister mit immerhin z.B. 53 Eintragungen zum Begriff „Seele“, 27 zu „Reichtum“, 29 zu „Einsicht“ (φρόνησις) und 35 zu „Vernunft“ (λόγος) zeigen manchen Schwerpunkt auf und machen das Buch zu einem nützlichen Arbeitsinstrument. Tragikerfragmente sollte man allerdings doch inzwischen nicht mehr nach Nauck, sondern nach TGF zitieren.

Zwei Anlässe habe das Buch gehabt, so Hossenfelder: einmal, zu zeigen, dass die hellenistische Philosophie nicht etwa bloß Epigonen zu Platon und Aristoteles hervorgebracht hat - jene hätten ja erst weit später, im Neuplatonismus und im Mittelalter, ihre breite Wirkung entfaltet -, sondern eigenständige Denker, die andere Strömungen der vorausgehenden Epoche aufgreifen: die Kyrenaiker, an die Epikur anknüpft, und die Kyniker, denen die Stoiker manches verdanken, berufen sich ja jeweils auf Sokrates. Und der zweite Anstoß sei, dass der hellenistische Weg eine Alternative zum gegenwärtigen sei: „Wenn das Glück in der Erreichung aller selbstgesetzten

Zwecke, in der Befriedigung aller eigenen Bedürfnisse besteht, dann kann man auf zweierlei versuchen, es zu erlangen. Man versucht, entweder möglichst viel Befriedigung oder möglichst wenig Bedürfnisse zu haben“ (S.XXII). Die Gefahren, die uns der erste beschert habe, seien aber unübersehbar, und so sei der zweite, der hellenistische, von höchster Aktualität.

*Hauskeller, Michael: Geschichte der Ethik. Antike. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1997. 270 S. 22,90 DM (dtv 30634; ISBN 3-423-30634-3).*

Der Verfasser, noch junger wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der TH Darmstadt, will diesem ersten Band drei weitere zu Mittelalter, Neuzeit und Gegenwart folgen lassen. Den vorliegenden Band hat er in vier etwa gleich lange Abschnitte geteilt: Platon, Aristoteles, Epikur und Stoa. Fortgeblieben sind also die Vorsokratiker, bei denen sich, wenn auch ihrem Hauptinteressengebiet entsprechend seltener, doch manches findet; man vergleiche etwa den Band mit den Fragmenten Demokrits zur Ethik, der vor kurzem bei Reclam erschienen ist. Fortgeblieben sind auch die Kyniker, die Kyrenaiker und die Skepsis, sowohl die akademische wie auch die pyrrhonische. Offenbar ging es Hauskeller weniger um eine eigentliche Geschichte der Ethik als darum, die Lehren der wichtigsten und bekanntesten Philosophen darzustellen. Plotin und den Neuplatonismus vermisst man allerdings auch dann ein wenig.

Was Hauskellers Darstellung auszeichnet, ist zweierlei: zum ersten die klare Sprache, in der er manchmal zu außerordentlich eingängigen Bildern findet, zum Beispiel, wenn er die συγκατάθεσις der Stoiker als „Torwächter“ bezeichnet, „der darüber befindet, wer das Tor zur Handlung passieren darf und wer nicht“. Zum zweiten der Versuch, die jeweiligen Lehren nicht nur nachzuzeichnen, sondern auch begreiflich zu machen, gedankliche Lücken zu schließen, wirkliche oder scheinbare Widersprüche aufzuklären. Naturgemäß wird man dabei mit manchem einverstanden sein, mit manchem nicht. Mir scheint es z. B. plausibel, dass Cicero Epikur miss-